



Kommunionausteilung bei einem Feldgottesdienst der 6. Gebirgsdivision, ca. 1941/42. Das Bild zeigt Kriegspfarrer Johann Georg Schmutz aus dem Erzbistum Freiburg. Foto: Archiv des Katholischen Militärbischofs Berlin, VII/2.1, vorl. Nr. 1269

In der deutschen Wehrmacht waren rund 700 katholische Feldgeistliche eingesetzt. Sie waren vor dem Hintergrund des Konfliktes zwischen der katholischen Kirche und dem NS-Regime für die religiöse Betreuung der Soldaten verantwortlich. Die Verpflichtung, Deutschland in Form des Kriegseinsatzes zu dienen, haben sie zu keinem Zeitpunkt infrage gestellt.



Streifzüge durch die Kirchengeschichte

Katholische Militärseelsorger unter dem Hakenkreuz

Im Zwiespalt von pastoralem Dienst und Kriegsmaschinerie

Der Dienst der Feldgeistlichen stand unter keinem guten Stern: Ziel der Nationalsozialisten war es, die Geistlichen zu stigmatisieren. Sie waren für das Regime lediglich ein notwendiges Übel, um die Truppenmoral zu heben. Die deutschen Bischöfe verlangten gleichzeitig, dass die Wehrmachtsseelsorge sich nicht vor den NS-Karren spannen ließ. Die Pfarrer blieben so bis zum Ende »Diener zweier Herren«.

Die Soldatenseelsorge wurde systematisch ausgehöhlt. So durfte es ab 1941 keinen Ersatz mehr für die Geistlichen geben, die durch Verwundung, Tod oder Gefangenschaft ausfielen. Wiederholt auftretende Schikane und Behinderungen belegen außerdem, dass viele Offiziere der katholischen Kirche distanziert gegenüberstanden. Die Seelsorger hatten da einen schweren Stand.

Gottesdienste halten, Sakramente spenden, Verwundete betreuen, Gefallene beerdigen, Soldaten trösten – das waren die vorrangigen Aufgaben der Seelsorger. Egal ob in prächtigen französischen Kirchen, auf offenem Feld oder in den Bunkern Russlands: Gottesdienste waren das Herzstück der Seelsorge. Ihnen und ihrer Vorbereitung widmeten die Pfarrer die meiste Zeit.

Vielen geholfen durch die heiligen Sakramente

Die Betreuung von verwundenen Soldaten und die Spendung der Sakramente für Sterbende gehörten zu den schwersten Pflichten der Geistlichen. Ein Pfarrer beschrieb seinen Alltag im Lazarett: »An den Stätten der Verwundenen war ich Tag und Nacht tätig. Ich lag neben ihnen

auf dem Boden und kniete an ihren Betten. Dann genügte schon meine Anteilnahme und Unterhaltung, mit vielen durfte ich beten, vielen habe ich geholfen durch die heiligen Sakramente.« Ein anderer Pfarrer notierte: »Als Krüppel heimkommen! Wie oft hört der Pfarrer diese Klage im Schwerverwundenenlazarett! Da heißt es tragen helfen, Mut machen, Wege weisen.«

Der Pfarrer musste die richtigen Worte finden, um Ängste zu lindern und neuen Lebensmut zu stiften. Oft boten die Pfarrer auch an, Briefe für Verwundete aufzusetzen. Einer schilderte seine Empfindungen dabei: »Es ist eine eigenartige Gestimmtheit, wenn man Kameraden diesen Gefallen tut. Daß ihr Lebenslicht bald ausgeblasen wird, mögen sie irgendwie fühlen.« Auch die Betreuung von zum Tode verurteilten Soldaten und

Beerdigungen der gefallenen Soldaten verlangten den Geistlichen hohe seelische Belastbarkeit ab.

Als Kriegspfarrer verliehen die Geistlichen dem Sterben ebenso wie dem Weiterkämpfen Sinn. Sie stärkten den Glauben, »ölnen« aber gleichzeitig die Kriegsmaschinerie, indem sie die Soldaten zum Gehorsam und zum Aushalten im Krieg aufforderten. Im Grunde stellten sie dem Regime die Katholiken als funktionierende, willige Werkzeuge zur Verfügung. Ein Dilemma: Wollten sie der sprichwörtliche Samariter werden, mussten sie sich gemein machen mit den Kriegführenden.

Unfreiwillige Teile im Räderwerk des Regimes

Die Anwesenheit eines Pfarrers ließ die Soldaten zudem glauben, sie seien Teil einer Kulturation mit unverrückbaren religiösen und friedensstiftenden Fundamenten. Letztlich waren Geistliche somit unfreiwillige kleine, aber notwendige Teile im Räderwerk einer Institution, die Massenverbrechen ermöglichte. Der ideologische Eroberungskrieg gegen die Sowjetunion konfrontierte die Geistlichen mit Verbrechen und der totalen Entrechtung und Entmenschlichung der Bevölkerung und gegnerischer Soldaten. Vielen wurde schnell bewusst, dass der Krieg gegen die Sowjetunion ein Vernichtungskrieg war.

Feldseelsorger waren keineswegs gefeit vor Kriegsbegeisterung, Parteinahme und sogar



Feldgottesdienst bei der Panzer-Lehr-Division in Ungarn, Mai 1944.

Foto: Archiv des Katholischen Militärbischofs Berlin, AR 195

Zustimmung zu nationalsozialistischen Zielen. Revanchestimmung, Nationalismus und Patriotismus gaben Antrieb für den Einsatz. Die raschen Erfolge der Wehrmacht räumten zudem viele Vorbehalte aus. Der Krieg gegen den ideologischen Feind in der Sowjetunion galt vielen als ein berechtigter Feldzug.

Pflichtbewusstsein war stärker als Zweifel

Vielfach herrschte eine anti-bolschewistische Haltung. Ein Pfarrer schrieb dem Freiburger Erzbischof: »Eine wahre Kreuzzugsbegeisterung ist in uns wach geworden, zu kämpfen, zu opfern und zu ringen um ein christus- und gottesgläubiges deutsches Vaterland.« Die Seelsorger glaubten unterscheiden zu können zwischen dem NS-Regime und Deutschland. Man diene also nicht dem »Führer«, man diene nicht dem Nationalsozialismus, sondern man war ganz im priesterlichen Selbstverständnis Heilstifter für die vielen Katholiken im Krieg. Ein tiefes Pflichtbewusstsein war letztlich stärker als womögliche (Selbst-)Zweifel.

Die Feldgeistlichen rekrutierten sich anfangs aus erfahrenen Seelsorgern, wurden aber in der Folge durch zahlreiche junge Priester ergänzt. Die Überprüfung der Kriegspfarren durch die NSDAP sowie durch kirchliche Autoritäten vor der Einziehung verhinderte weitgehend, dass »extreme« Charaktere Zugang zur Wehrmachtsseelsorge erhielten. Die Pfarrer traten daher weder mit oppositionellen Positionen in Erscheinung, noch hatten sie sich in nennenswerter Zahl der NS-Weltanschauung zugewandt. Die wenigen, die sich belegen lassen, blieben letztlich Ausnahmefälle. Bei der Mehrheit der Militärpfarrer standen menschliche Erwägungen im Vordergrund.

Mit den Soldaten zu Fuß durchs Gelände

Eigentlicher Arbeitsort des Pfarrers war hinter der Front. Nähe zum Soldaten war trotzdem gewünscht. Ein Seelsorger der Diözese Rottenburg teilte Kollegen mit, es sei ratsam, »wenn der Pfarrer da seinen



Feldbischof Franz Justus Rarkowski (Mitte rechts, mit großem Brustkreuz) mit uniformierten Kriegspfarren und Gottesdienstteilnehmern bei einem Wehrmachtgottesdienst in Frankreich, 1943.

Foto: Archiv des Katholischen Militärbischofs Berlin, AR 191

P.K.W. verlässt und mal einen Tag mit einer Infanteriekompanie oder einer Batterie zu Fuß durch das Gelände marschiert, mit ihr rastet, durch das Biwak streicht und einen Schlag aus der Feldküche mitißt. Da kann er mit den Männern sprechen.«

Praktische Seelsorge im Kampfgebiet

Anerkennung und Bewunderung waren jedem Geistlichen sicher, der sich in das Kampfgebiet wagte. Ein Erfahrungsbericht des württembergischen Wehrmachtspfarrers bestätigte dies: »Die Leute freuen sich schon, wenn der Pfarrer sich überhaupt auch zu ihnen wagt und sie mit ihm von dem plaudern können, was sie gerade bewegt. Auch dieses persönliche Zusammensein und Miteinandersprechen ist praktische Seelsorge. Es räumt viele Missverständnisse und verkehrte Ansichten über den Pfarrer und damit über die Kirche weg und bietet dem Pfarrer immer wieder Gelegenheit, durch ein Wort Freude und Mut den anderen zu schenken.«

Besonders die Gottesdienste im Schützengraben mit nur einer

Handvoll Männern wurden für Soldaten und Geistliche gleichermaßen zu einer einprägsamen Erfahrung. Ein Kriegspfarrer schrieb in einem Feldpostbrief aus Stalingrad: »In einem Erdloch sitze ich, in dem man nicht aufrecht stehen kann, Läuse und Mäuse in Zahl sind unsere Gefährten hier in Schutz vor feindlichem Feuer. Und ich bin stolz, mit meinen Männern auch diese Zeiten zu durchleben. Meine Leute aber sind stolz, dass ihr Pfarrer auch hier mit ihnen aushält.«

»Das Entsetzlichste, was ich je mitgemacht habe«

Sein Mut wich jedoch bald der Verzweiflung. Für ihn war Stalingrad »das Entsetzlichste, was ich je mitgemacht habe«. Er berichtete: »Es ist so furchtbar, wie es die Welt noch niemals sah. Es ist mir nicht möglich, zu berichten, was die Augen sehen müssen, es macht uns hier alle um 20 Jahre älter.« Wenige Tage bevor der Großteil der Soldaten in Stalingrad die Waffen streckte und in Gefangenschaft ging, schrieb er: »Nach meiner Schätzung fällt in den nächsten 14 Ta-

gen die Entscheidung.« Er sollte recht behalten. Elf Tage später starb er in Stalingrad.

Der Zwiespalt als steter Weggefährte

Unter teils extremen Bedingungen, allein gelassen von den Oberhirten im Reich, weitab von jeglichem heimatlichen Gefühl, leisteten Priester Seelsorge in der Wehrmacht. Ihre weltanschauliche Gemengelage aus Pflichterfüllung, Vaterlandsliebe, Aufopferungsbereitschaft und Antibolschewismus erklärt, warum sie Anteil an diesem Krieg hatten. Der Zwiespalt war dabei steter Weggefährte, denn leichte Antworten werden die Priester auf die Herausforderungen des Krieges und die Fragen der Soldaten sicherlich nicht gefunden haben.

Martin Röw

Dr. Martin Röw hat Geschichte und Politik studiert und über die katholische Militärseelsorge im Zweiten Weltkrieg promoviert. Er ist Autor des Buches: Militärseelsorge unter dem Hakenkreuz. Die katholische Feldpastoral 1939–1945. Ferdinand Schöningh Verlag, Paderborn 2014.